

Sabine Diabaté & Detlev Lück

Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten

Family-orientated Leitbilder – Identification and impact on generative behaviour

Zusammenfassung:

Seit langem zeichnet sich die Bundesrepublik Deutschland durch ein niedriges Geburtenniveau aus. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurden zur Erklärung des generativen Verhaltens vor allem sozioökonomische und strukturelle Rahmenbedingungen herangezogen. Dieser Beitrag versteht sich als Plädoyer für eine Leitbildforschung, in der normativ-kulturelle Erklärungsansätze weiterentwickelt werden, um bestehende Konzepte komplementär zu ergänzen und zu einem umfassenderen Verständnis beizutragen. Hierbei wird angenommen, dass kollektiv geteilte Leitbilder existieren, welche beispielsweise die Gestaltung der Partnerschaft oder Elternschaft und den Kinderwunsch bzw. die Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder beeinflussen. Es werden verschiedene Kriterien entwickelt, um eine künftige empirische Suche und Identifikation von Familienleitbildern theoretisch zu fundieren. Abschließend werden methodische Herausforderungen für eine soziologische Leitbildforschung diskutiert.

Schlagwörter: Leitbild, Familienleitbild, Leitbildforschung, Rational-Choice, Normen, Werte, Geschlechterrollen, Partnerschaft, generatives Verhalten, Elternschaft, Kinderwunsch, Leitbildanalyse, Familienpolitik

Abstract:

For a long time, the Federal Republic of Germany has been characterised by a low birth rate. In the past two decades, particularly socio-economic and structural frameworks were used to explain generative behaviour. This article is to be understood as a plea for Leitbild research. Here, normative-cultural explanations are developed to explain reproductive behaviour and to obtain a deeper understanding of parental roles and partnership. It is assumed that collectively shared guiding role models (Leitbilder) exist, which are influencing e.g. the partnership, the parent-child relationship and the decision for or against (more) children. Criteria are developed to provide a theoretical foundation for the empirical search for and identification of Leitbilder in the future. Finally, starting points for sociological research on Leitbilder are outlined.

Keywords: Leitbild, guiding role model, family role model, Leitbild research, rational choice, norms, values, gender roles, partnership, generative behaviour, parenting, fertility, Leitbild analysis, family policy

1. Einleitung

Seit mehr als drei Jahrzehnten verharrt Westdeutschland nun schon auf einem Geburtenniveau, das zu den niedrigsten der Welt gehört (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2012). Der dominante theoretische Erklärungsansatz für das Geburtenverhalten ist seit einiger Zeit die ökonomische Theorie bzw. der Rational-Choice-Ansatz (z.B. Becker 1993; als Überblick: Hill/Kopp 2006: 102ff.)¹. Er unterstellt, dass Individuen oder Paare Nutzen und Kosten, persönliche Vor- und Nachteile einer Familiengründung gegeneinander abwägen und so nutzenorientierte Entscheidungen für oder gegen Kinder treffen. Dabei beziehen sie die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Barrieren in ihr Kalkül mit ein, sowohl ihre persönlichen als auch jene, die Politik, Arbeitsmarkt oder andere Institutionen vorgeben.

Als mögliche Ursachen für Unterschiede und Veränderungen im Geburtenverhalten geraten dabei zum einen verschiedene Arten des Nutzens von Kindern in den Blick (Nauck 2001), die je nach ökonomischer, sozio-kultureller oder politischer Rahmung divergieren (Nauck 2007). So macht es zum Beispiel einen Unterschied, ob Kinder „nur“ positive Emotionen stiften oder ob sie auch als Unterstützung im Alter eine wichtige Rolle spielen. Zum anderen geraten individuelle Ressourcen und strukturelle Rahmenbedingungen in den Fokus, die kostenrelevant sind (Becker 1993). Zentrale Argumente sind beispielsweise die gestiegene Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen, die die Opportunitätskosten einer familienbedingten Auszeit erhöhen, sowie die Verfügbarkeit von öffentlicher Kinderbetreuung, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert und somit Opportunitätskosten reduziert. So lassen sich zwar bestimmte Phänomene erklären, etwa der negative Zusammenhang zwischen Elternschaft und weiblicher Bildungs- und Erwerbsbeteiligung auf der Mikroebene (z.B. Wirth/Dümmler 2004) oder der Zusammenhang von Betreuungsquoten und Fertilität im Ländervergleich (Bujard 2011: 11f.). Allerdings bleiben andere Phänomene unverständlich, wie beispielsweise die weibliche Zuständigkeit für Kinderbetreuung, die sich, gemessen daran, dass Frauen in ihrem Bildungsniveau heute mit den Männern gleichgezogen haben, sehr stabil hält (Wengler et al. 2009; Beck-Domzalska 2007) und sich im Beziehungsverlauf, insbesondere im Zuge der Familiengründung, weiter re-traditionalisiert (Huinink/Reichart 2008; Schulz/Blossfeld 2010). So korreliert das Bildungsniveau des Mannes, anders als das der Frau, *positiv* mit Elternschaft (Schmitt/Winkelmann 2005: 8f.). Unverständlich bleibt auch die vergleichsweise hohe Fertilität in den USA, in Großbritannien oder in anderen angelsächsischen Ländern mit geringer staatlicher Unterstützung bei der Kinderbetreuung (Sardon 2006) oder die außerordentlich hohe Stabilität des Geburtenverhaltens in Westdeutschland, unabhängig von familienpolitischen Maßnahmen wie z.B. die Anhebung des Elterngeldes oder ökonomischen Entwicklungen (Schneider/Dorbritz 2011).

Die Vermutung liegt nahe, dass neben den vergleichsweise objektiven Tatbeständen, mit denen die ökonomischen Theorien operieren, auch normativ-subjektive und kulturelle Phänomene eine wichtige Rolle spielen (Schneider 2009). Theorieansätze, die dieser Perspektive folgen, haben ebenfalls Tradition. Allerdings erklären auch sie die oben erwähnten empirischen Befunde nicht befriedigend.

1 Anm.: Tyrell (2006: 142) kritisiert unserer Ansicht nach zu Recht, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut tut.

2. Identifikation einer Theorielücke

Schon immer bemühen sich Vertreter des Rational-Choice-Ansatzes – verstanden als Sozialwissenschaftler, die das Handlungsmodell des *homo oeconomicus* für die Sozialwissenschaften adaptieren – um eine Einbettung subjektiver und/oder kultureller Handlungslogiken in ihre Theoriemodelle. Ein Beispiel ist der „subjective expected utility“-Ansatz (Savage 1954; Esser 1991), der davon ausgeht, dass der Nutzen nicht objektiv bestimmbar ist, sondern sowohl hinsichtlich seiner Größe als auch hinsichtlich seiner Eintrittswahrscheinlichkeit subjektiv eingeschätzt wird. Allerdings werden die subjektiven Bewertungen nicht als kulturelle, sondern als individuelle Eigenheiten aufgefasst. So bietet der Ansatz zwar einen Zugang, um individuelle Verhaltensunterschiede zu erklären, jedoch nicht, um kulturellen Unterschieden oder Verhaltensveränderungen aufgrund von kulturellem Wandel nachzugehen. Ähnliches lässt sich beispielsweise über die „preference theory“ (Hakim 2002) sagen, der zufolge Frauen quasi von Geburt an bestimmte Präferenzen für Hausarbeit, Beruf oder beides haben.

Siegwart Lindenberg (1985) schlägt mit seinem *RREEMM*-Modell eine Verschmelzung von *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* zum „Resourceful restricted evaluating expecting maximizing man“ vor, also eine Integration der Rollentheorie in die ökonomische Handlungstheorie. Somit kommen soziale Normen als Erklärungen für kulturelle Unterschiede in Betracht. Allerdings ist die Anwendung der Rollentheorie auf Geschlechterunterschiede – ihr naheliegendster Anwendungsbezug innerhalb der Familiensoziologie – zuletzt in die Kritik geraten: Zum einen wird sie als zu statisch empfunden, um die heute stark konstruktivistisch beschriebenen Gender-Phänomene adäquat zu fassen (Lorber 1999: 41f.; Rendtorff/Moser 1999: 316). Zum anderen suggeriere der Rollenbegriff einen Einfluss, der nur in bestimmten sozialen Kontexten (etwa in der Familie) und damit nur in bestimmten Phasen im Tages- und im Lebensverlauf relevant wird. So lassen sich zwar „Mutter“ und „Vater“ als Rollen betrachten, nicht aber „Frau“ und „Mann“ (Hirschauer 2001: 215). Der Kritik zufolge bietet die Rollentheorie nur einen Zugang zum Verständnis von Verhaltensmustern *innerhalb* der Familie, nicht aber für geschlechts- oder kulturspezifische Verhaltensmuster *vor* der Familiengründung, wie etwa die Entscheidung für oder gegen Kinder oder spezifische Strategien der Partnerwahl.

Der auf Lois W. und Martin L. Hoffman (1973) zurückgehende und von Bernhard Nauck (2001) neu formulierte *Value of children*-Ansatz formuliert Annahmen über den Nutzen von Kindern, der in die ökonomische Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder einfließt. Danach können unter anderem positive Emotionen oder ein Gewinn an sozialem Status nutzenrelevant sein, so dass der Ansatz sowohl subjektiven als auch kulturellen normativen Konzepten einen Anknüpfungspunkt bietet. Allerdings werden als kulturelle Komponenten ausschließlich Prestige und Stigmatisierung durch (viele) Kinder berücksichtigt, womit sich empirisch kaum mehr als der Unterschied zwischen Agrar- und modernen Industriegesellschaften plausibel erklären lässt. Zudem ist die Theorie auf die Erklärung von generativen Entscheidungen begrenzt.

In ähnlicher Weise begrenzt ist die Theorie des zweiten demographischen Übergangs (van de Kaa 1987; Lesthaeghe 1992), die nicht in der Tradition der Rational-Choice-Ansätze steht. Sie beschränkt sich auf die Erklärung der relativ sprunghaften Veränderung des familialen Verhaltens, insbesondere des Rückgangs der Geburtenraten, in Europa und

der „westlichen Welt“ in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren. Dazu nimmt sie insbesondere Bezug auf den von Ronald Inglehart (1977, 1995) diagnostizierten Wertewandel.

Anwendung findet in der Familienforschung außerdem die aus der Sozialpsychologie stammende *Theory of Planned Behavior* (Ajzen 1985, 1987, 1991). Sie besagt, dass das Handeln eines Akteurs – vermittelt durch seine Handlungsintention – durch seine individuellen Einstellungen gegenüber den Handlungsoptionen sowie durch die von ihm subjektiv wahrgenommenen Erwartungen seines sozialen Umfeldes bestimmt ist, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle (also seiner Überzeugung, in der Lage zu sein, eine Handlungsoption tatsächlich umsetzen zu können). Individuelle Einstellungen sind dabei, ähnlich wie in der Werterwartungstheorie, als ein Produkt aus subjektiver Bewertung der möglichen Handlungsfolgen und deren subjektiv wahrgenommener Eintrittswahrscheinlichkeit definiert. Analog dazu sind „subjektive Normen“ ein Produkt aus der Motivation, den Erwartungen einer bestimmten Bezugsperson zu entsprechen, und der Annahmen darüber, was diese Bezugsperson von einem erwarten. Beide Einflussfaktoren bieten grundsätzlich Ansatzpunkte für kulturelle Erklärungen von familiärem Verhalten – für soziale Werte und soziale Normen –, auch wenn dies nicht das primäre Ziel des Autors ist.

Eine weitere einschlägige Theorie in der Tradition der Rational-Choice-Ansätze ist die Theorie der *Frame-Selektion* von Hartmut Esser (1990, 2002). Ihr zufolge können Akteure, statt eine bewusste, rationale Abwägung von Kosten und Nutzen anzustellen, auch auf eine unreflektiert ablaufende Handlungsroutine (Skript) zurückgreifen. Voraussetzung dafür ist, dass die Situation, in der er sich befindet, in eine kulturell vorgefertigte Kategorie von Situationen (Frame) passt, für die ein entsprechendes Skript definiert ist. Je eindeutiger der Frame auf die aktuelle Situation passt (Match), desto eher wird als Modus des Handelns statt der bewussten rationalen Reflexion ein automatisch spontaner Modus gewählt, bei dem das Skript quasi reflexartig abläuft. Kritisieren lässt sich an der Theorie unter anderem, dass ökonomisches Kalkül als Regelfall und dass das Folgen eines Skripts als ein Spezialfall konzipiert ist, für den bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein müssen: Es wird quasi nur dann nicht ökonomisch gehandelt, wenn es ökonomisch sinnvoll ist, auf ökonomisches Kalkül zu verzichten. Doch Frame und Skript bieten – neben sozialen Werten und Normen – ein drittes Konzept kultureller Beeinflussung, das Beachtung verdient: Dabei handelt es sich weder um individuell Gewünschtes, das aus persönlicher Überzeugung angestrebt wird, noch um sozial Erwünschtes, das angestrebt wird, um negative Sanktionen zu vermeiden, sondern um gesellschaftlich vorgefertigte Verhaltensschablonen, die lediglich um der Zeit- und Kraftersparnis willen angewendet werden.

Zur Erklärung von aktuellen Unterschieden in den Geburtenzahlen in Europa wird typischerweise auf solche Ansätze verwiesen, die auf grundlegende Besonderheiten in den institutionellen Regelungen verschiedener Länder hinweisen. Diese argumentieren zwar alle zumindest *auch* mit politisch-strukturellen Rahmensetzungen, indem sie beispielsweise auf den Grad der Dekommodifizierung des Individuums durch die Sozialpolitik verweisen (Esping-Anderson 1990). Doch sie betonen häufig auch die dahinter liegenden politischen Zielsetzungen und deren historisch-kulturelle Wurzeln (Fux 2002, 1994; Gauthier 1996). Einige Ansätze sprechen darüber hinaus der Kultur einen zusätzlichen direk-

ten Einfluss auf generatives Verhalten zu (Arránz Becker et al. 2010; Billari et al. 2009; Vitali et al. 2009; Böllert 1993).

Besonders beachtenswert ist dabei die Theorie der Geschlechter-Arrangements bzw. der „care arrangements“ von Birgit Pfau-Effinger (1996, 2005). Sie ist wiederum begrenzt auf ein bestimmtes zu erklärendes Themenfeld: die Formen öffentlicher und privater Kinderbetreuung, die Erwerbsbeteiligung von Müttern und die Arbeitsteilung zwischen Müttern und Vätern im europäischen Vergleich. Geschlechterkultur macht einen wesentlichen Teil der Geschlechter-Arrangements aus, welche die Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern erklären und dabei ihrerseits kulturellem Wandel unterliegen. Den Kern der Geschlechterkultur fasst Pfau-Effinger anfangs mit „Normen, Werten und Leitbildern“ (Pfau-Effinger 1996: 467) zusammen. In späteren Publikationen gewinnen „kulturelle Leitbilder“ zum richtigen Familienleben, die auch mit „geschlechterkulturelle Modellen“ oder „Familienmodellen“ umschrieben werden (Pfau-Effinger 2001: 493f.), den Stellenwert eines übergeordneten Konzeptes kultureller landespezifischer Vorstellungen, die Werte und Normen mit umfassen. Sie („cultural models – the Leitbilder or ‚guiding images‘“, Pfau-Effinger 2004: 382) werden definiert als „typical societal ideal representations, norms and values regarding the family and the societal integration of women and men“ (ibd.). Pfau-Effinger unterscheidet in empirischen Vergleichen etwa „(1) the family-economy model, (2) the housewife model of the male breadwinner marriage, (3) the part-time carer model of the male breadwinner marriage, (4) the dual breadwinner model with external childcare, and (5) the dual breadwinner model with partner-shared childcare“ (ibd.: 383). Das Konzept erweist sich empirisch als schlüssig, wird allerdings nur auf das oben genannte Themenspektrum bezogen und nur auf Makroebene gedacht.

An diesen Gedanken knüpfen wir an. Wir halten es für notwendig, die bis zu einem gewissen Grad zielführende ökonomische Betrachtung der Familiengründung und -erweiterung durch ein genuin kulturelles Erklärungsmodell komplementär zu ergänzen, also durch einen Ansatz, der kulturelle Eigenheiten (zumindest auch) konstruktivistisch erklärt und nicht auf eine Widerspiegelung gegenwärtiger politischer oder ökonomischer Rahmenbedingungen reduziert. Als zielführend sehen wir ein Konzept von Familienleitbildern an, die zwar kulturell geprägt sind und überwiegend kollektiv geteilt werden, die aber eine Fundierung auf der Mikro-Ebene haben und auf individueller Ebene messbar sind. Auf diese Weise lassen sie sich mit Handlungstheorien verknüpfen und können nicht nur Unterschiede zwischen Ländern, sondern auch zwischen sozialen Gruppen, Milieus oder Generationen erklären. Wir halten dabei ein Leitbildkonzept für zielführend, das neben dem Einfluss von sozialen Normen und dem Einfluss von subjektiven Überzeugungen vor allem den subtileren, da unreflektierten und häufig unbewussten Einfluss von Normalitätsvorstellungen bzw. von Frame-Skript-Verbindungen in den Blick nimmt. Einen solchen Ansatz wollen wir im Folgenden vorschlagen und skizzieren, wie er operationalisiert werden kann.

3. Empirischer Forschungsstand zu Familienleitbildern

Den empirischen Forschungsstand zu Leitbildern oder Familienleitbildern zusammenzufassen, ist schwer, da einerseits ähnliche Phänomene unter verschiedenen Begriffen und andererseits unter dem Begriff „Leitbild“ verschiedene Phänomene beschrieben werden. Generell wurden Familienleitbilder bislang eher selten untersucht, am wenigsten auf Basis von quantitativen Daten.²

Eine erste viel beachtete empirische Auseinandersetzung stellt die Studie von Wurzbacher aus den 1950er Jahren (Wurzbacher 1958) dar. Auf Basis von 164 Familienbiographien entschlüsselt Wurzbacher diverse „Strukturen der familialen Grundbeziehungen“ (ibid.). Bereits zu dieser Zeit konstatiert er eine Tendenz zur Pluralisierung von familienbezogenen Beziehungsmustern und stellt damit die Weichen für Leitbilder als sozialwissenschaftliche Kategorie.

In später folgenden Studien wurden sogenannte „gender contracts“ oder „gender systems“ thematisiert (siehe Norlander 2003: 3ff.; Hirdman 1988) sowie in „doing gender“-Ansätzen (West/Zimmerman 1987) Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Aufteilung von nichtbezahlter und bezahlter Arbeit durch sozio-kulturelle Leitbilder erklärt (Klement/Rudolph 2003). Eher auf die Identifikation als auf die Wirkung von Leitbildern fokussieren sich Geissler und Oechsle (1991: 24). Sie untersuchen mit 75 leitfadengestützten Interviews die Risiken und Optionen in den Statuspassagen, die für Frauen in das Erwachsenenleben führen. Dabei identifizieren sie verschiedene Leitbilder: Als zentral erachten sie das „historisch überlieferte und modifizierte Leitbild“ der „guten Mutter“ und das Leitbild des Familienernährers. Zum Leitbild der Mutter existieren eine Reihe von Arbeiten (z.B. Schütze 2010; Herwartz-Emden 1995) oder auch zum strukturellen Wandel innerhalb der Familie (z.B. Vaskovics 2000; Kaufmann 1990).

In neueren Studien stehen vor allem der Einfluss der Geschlechterarrangements und -regimes, der Familien- und Integrationsmodelle sowie kultureller Geschlechterrollenorientierungen oder der Männerrolle auf die geschlechterspezifische Aufgabenteilung in Partnerschaften im Vordergrund (z.B. Pfau-Effinger et al. 2009; Pfau-Effinger 2000, 1996; Beier/Rupp 2009; Lück/Hofäcker 2008; Beckmann 2007). In diesem Kontext werden auch das „normative climate“ (Butler 2002) oder die „cultural patterns“ (Heut 2004) als kulturelle Erklärungsgrößen thematisiert, welche handlungsleitend sind. Besonders Pfau-Effinger (2000, 1996; Pfau-Effinger et al. 2009) verknüpft seit längerem die Partizipation von Frauen am Arbeitsmarkt mit kulturellen Werten durch quantitative Analysen, indem sie in Länderunterschiede in Europa auf „Geschlechter-Arrangements“ und dabei insbesondere auf Geschlechterkultur zurückführt.

Ähnlich dazu untersucht Dienel (2003) individuelle und staatliche Arrangements. Sie konstatiert verschiedene Leitbilder der Mutterschaft im deutsch-englisch-französischen Vergleich. Die Unterschiede zeigen sich auf Mikroebene im Hinblick auf die genutzte Ratgeberliteratur, die Geburtsstile und die Nutzung von familien-kind-bezogenen Internetforen. Insgesamt stellt sie historisch geprägte Unterschiede in der Mentalität fest. Einen deutsch-französischen Vergleich nimmt Ruckdeschel (2009) vor, in dem sie Kinder-

2 Ausführliche Betrachtung der verschiedenen Forschungsperspektiven auf Leitbilder finden sich bei Giesel (2007).

wünsche untersucht, die mit divergierenden Mutterbildern zusammenhängen (deutsche „Rabenmutter“ vs. französische Gluckemutter („*mère poule*“)).

Busch und Scholz (2006) untersuchen die Ehe- und Familienvorstellungen von Jugendlichen (15-25 Jahre) im internationalen Vergleich. Die Autoren berichten teilweise von kultur- und länderspezifischen Differenzen; die Gemeinsamkeiten überwiegen jedoch (z.B. hohe Zustimmungswerte für Attribute der bürgerlichen Kernfamilie).

Behning (1996) befasst sich mit Familienleitbildern in der Politik und analysiert dazu die Familienberichte der Bundesregierung zwischen 1968 und 1993. Auch Lüscher (1997) analysiert die familienrhetorischen Aussagen in den Familienberichten und stellt dabei u.a. heraus, dass Familienrhetorik, also die Art, wie über Familie gesprochen wird, entweder auf ein einziges ursprüngliches Familienmodell abzielt oder aber die Möglichkeit verbindlicher Familienmodelle generell ablehnt. Ähnlich verfahren Baas (1998) mit politischen Reden zwischen 1982 und 1997 sowie Meyer (1990) mit Frauenpolitik und -leitbildern im deutschen Parteiensystem. Dabei zeigt sich jeweils ein Wandel der Familien- und Geschlechterleitbilder in der Bundesrepublik. Feldmann-Neubert³ (1991), später Röser⁴ (1992) und schließlich Horvath⁵ (2000) widmen sich der medialen Präsenz von Familien- und insbesondere Frauenleitbildern und belegen mit ihren Analysen gleichermaßen den Wandel der Geschlechterrollen weg von der ausschließlich familienorientierten Mutter. Ähnlich dazu analysiert Kuhnhenne (2005) in einer historisch-empirischen Fallstudie die Frauenleitbilder in der westdeutschen Nachkriegszeit und zeigt, wie sich das Leitbild der „guten Mutter“ innerhalb der privaten Lebensführung sowie im Bildungssystem der Nachkriegszeit herauskristallisiert. Dem gegenüber stehen auch wenige Studien innerhalb der Väterforschung, die sich auf Basis von quantitativen Erhebungen mit dem väterlichen Leitbild bzw. mit Vaterschaftskonzepten befassen (Meuser 2011; Oberndorfer/Rost 2005; Fthenakis/Minsel 2002).

Insgesamt betrachtet besteht eine rudimentäre Leitbild-Forschung, die jedoch einer systematischen Weiterentwicklung bedarf, sowohl theoretisch als auch methodisch und empirisch. Es fehlt ein einheitlicher Leitbild-Begriff und in vielen Publikationen auch eine explizite Definition dessen, was unter „Leitbild“ oder verwandten Begriffen verstanden werden soll. Die einzige uns bekannte Arbeit, die sich explizit darum bemüht und an der wir unsere Überlegungen anknüpfen werden, stammt von Katharina D. Giesel (2007). Es fehlt weiterhin eine systematische Reflexion möglicher Operationalisierungen und Validitätsprobleme. Und es fehlt eine systematische Beschreibung der Ausgestaltung von Familienleitbildern sowie ihrer Verbreitung in der Gesellschaft und in verschiedenen sozialen Gruppen auf der Basis quantitativer repräsentativer Daten. Die bisherigen Befunde bezüglich der Wirkung familienbezogener Leitbilder zeigen jedoch, dass sie einen wichtigen zusätzlichen Erkenntnisgewinn zur Erklärung generativen Verhaltens beisteuern könnten.

3 Mit einer qualitativen Textanalyse untersucht die Autorin die Ausgaben der „Brigitte“ von 1948 bis 1988 auf einen historischen Wandel.

4 Die Autorin wertet die Frauenleitbilder in den Frauenzeitschriften „Cosmopolitan“, „Brigitte“, „Elle“ und „Tina“ aus und weist einen gewissen Wandel der Frauenrolle nach.

5 Dora Horvath: Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982 im Hinblick auf die historisch-mediale Entwicklung des Frauenleitbildes.

4. Begriffsbestimmungen und Darstellung des Konzepts „Familienleitbild“

Kulturelle Ansätze argumentieren mit einer Vielzahl von Begriffen und Konzepten. In diesem Kapitel wollen wir ausführen, was wir unter Leitbildern und unter Familienleitbildern verstehen (4.1) und wie sie auf das generative Verhalten wirken (4.2). Wir vergleichen, inwiefern sich der Begriff des Leitbildes von anderen verwandten Konzepten unterscheidet, und begründen, warum wir den Leitbildbegriff bevorzugen (4.3). Schließlich lassen sich daraus Konsequenzen für die Messung von Familienleitbildern ableiten (4.4).

4.1 Was sind Familienleitbilder?

Nach unserem Verständnis ist ein Leitbild ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des „Normalen“, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem.⁶ Leitbilder und Normalitätsvorstellungen sind grundsätzlich realisierbar und als Handlungsorientierung konzipiert. Komplementär zu den „positiven“ Leitbildern im engeren Sinne (z.B. dem der „Guten Mutter“) kann es „negative Leitbilder“ geben (z.B. das der „Rabenmutter“), die als vermeidenswert und sozial unerwünscht wahrgenommen werden. Diese bieten indirekt ebenfalls eine Orientierungsmöglichkeit, indem man davon abweichen möchte.

Familienleitbilder sind Leitbilder, die sich inhaltlich auf den Lebensbereich Familie beziehen. Dazu könnten beispielsweise ein Leitbild von der („richtigen“) Familie, von einer („idealen“) Partnerschaft oder von einer („guten“) Eltern-Kind-Beziehung gehören. Familienleitbilder vermitteln den in der Gesellschaft vorherrschenden Familienbegriff, führen zu dessen gesellschaftlicher Anerkennung und institutionellen Absicherung und Stabilisierung (Heut 2004). Familienleitbilder sind also Vorstellungen davon, wie bestimmte Aspekte von Familie – immer oder „normalerweise“ – sind und wie sie dementsprechend auch sein müssen oder „richtigerweise“ sein sollten. Die zu einem Familienleitbild verbundenen Vorstellungen sind in sich konsistent und werden miteinander assoziiert.

Da die in einem Familienleitbild vereinten Vorstellungen einerseits vielfältig und andererseits oft unscharf und diffus sind, werden Familienleitbilder oft als bildhafte Imagination wahrgenommen, d.h. als ein gedanklich vorgestelltes Bild oder eine gedanklich vorgestellte Szene, in der eine Person (z.B. eine Mutter), eine Gruppe (Familie), eine Situation (Familienhaushalt) oder Handlungsabfolge (Mutter kocht, während Vater mit Sohn und Tochter am Küchentisch sitzt) dargestellt ist, welche die einzelnen zum Leitbild gehörigen Attribute (ein bestimmtes Alter, ein bestimmtes Äußeres, eine bestimmte Wesensart usw.) in sich vereint (Amatea et al. 1986).⁷

6 Damit orientieren wir uns stark an der Definition von Giesel, nach der Leitbilder „sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft [bündeln], die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll“ (Giesel 2007: 245).

7 Für Kloten (1967) ist das Bild oder die Idee, die hinter einem Leitbild steht, von entscheidender Bedeutung, da der Mensch in Bildern denkt (vgl. auch Ausführungen dazu bei Unger-Soyka 2009: 13).

Familienleitbilder können sowohl einen strukturellen als auch einen prozessualen Charakter besitzen, wobei diese Aspekte einander teilweise bedingen (siehe Abbildung 1).

In *struktureller Hinsicht* beinhalten Familienleitbilder Vorstellungen, wie Familie oder ein Aspekt davon im Allgemeinen ist oder idealerweise zu sein hat. Dabei geht es um eine inhaltliche bzw. charakteristische Struktur bzw. Ausgestaltung des Familienlebens und der dazugehörigen Akteure (ohne Zeitbezug). In *prozessualer Hinsicht* beziehen sie sich auf Phasenlängen und Übergangzeitpunkte in der Familienbiografie (mit Zeitbezug), also beispielsweise auf das („ideale“) Alter beim Übergang zur Elternschaft oder den („optimalen“) Geburtenabstand.

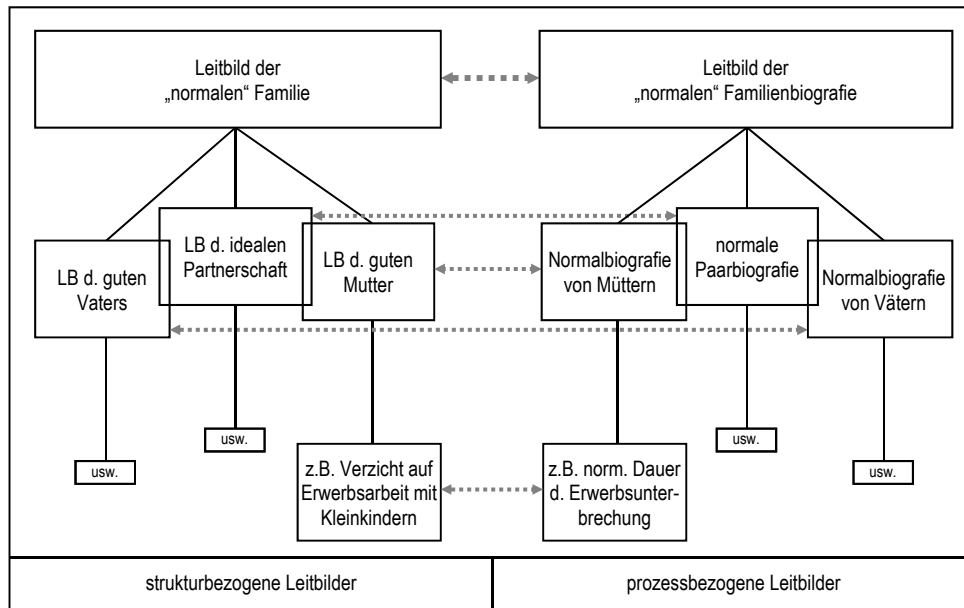
Prozessuale Leitbilder entsprechen dem, was auch als *life scripts* seit längerem erforscht wird (Janssen/Rubin 2011; Rubin/Berntsen 2003; Berntsen/Rubin 2002), oder Bestandteilen davon. Der Begriff meint „culturally shared expectations about the timing of life events in an idealized life course“ (Janssen und Rubin 2011: 291). Zu den Lebensereignissen, die in diesem Forschungszweig analysiert werden, zählen u.a. auch die Heirat oder die Geburt eines Kindes, also prozessuale Aspekte von Familienleitbildern. *Cultural life scripts* implizieren, dass es eine „Normalbiografie“ gibt, in der wichtige biografische Ereignisse jeweils in einem bestimmten Alter stattfinden, und dass die Menschen in einer Gesellschaft diese Normalbiografie kennen und glauben, dass sie sie idealerweise durchleben sollten. Innerhalb eines solchen standardisierten Lebenslaufes bestehen chronologisch aufeinander folgende Zeitpunkte, die von vielen Menschen als ideal erachtet werden (z.B. Ausbildungsabschluss, Hochzeit, Ruhestand). Ist eine Person „on time“, heißt das, dass individuelle Biografie und Normalbiografie deckungsgleich sind, „off time“ meint, dass es Abweichungen gibt. Dazu existiert in der Literatur auch das *concept of cultural age norms* (Neugarten et al. 1965), welches thematisiert, dass bestimmte Lebensereignisse zu einem normativ festgelegten Lebensalter eintreten sollen.

Familienleitbilder betreffen unterschiedliche Dimensionen des Familienlebens und beinhalten stets mehrere aufeinander bezogene Aspekte (Mühling et al. 2006). Vor allem hängen prozessorientierte Leitbilder von strukturbezogenen ab. Der optimale Zeitpunkt oder das ideale Alter zur Familiengründung etwa hängt auch damit zusammen, wie eine Partnerschaft (ohne Kinder) aus Sicht der Akteure „idealerweise“ auszusehen und was Elternschaft im Gegensatz dazu zu leisten hat, z.B. hinsichtlich der Etabliertheit oder Stabilität.

Das komplexeste Familienleitbild, das vorstellbar ist, wäre ein Leitbild von der Familie im umfassenderen Wortsinne bzw. von der („richtigen, guten“) Ausgestaltung der privaten Lebensführung (vgl. Abbildung 1). Es umfasst verschiedenste Dimensionen, von der Partnerschaft über Ehe und Familiengründung bis zu den Generationenbeziehungen. Innerhalb des sehr komplexen Leitbildes der Familie existieren vielschichtige dazugehörige Leitbilder, die verschiedene Aspekte, Akteure bzw. Bestandteile von Familie betreffen. Diese wiederum lassen sich jeweils in weitere Leitbilder aufgliedern, die deren Beschaffenheit genauer charakterisieren. Diese Leitbilder der strukturellen Ausgestaltung von Familien- und Partnerschaftsleben wiederum korrespondieren mit weiteren Vorstellungen zu zeitlichen Prozessen von Familiengründung und Familienentwicklung. Beispielsweise hängen strukturbezogene Aspekte des Leitbildes einer „guten Mutter“ wie z.B. der Verzicht auf Erwerbsarbeit mit Kleinkindern von prozessbezogenen Vorstellungen ab. Das heißt, daran gekoppelt existiert eine Meinung darüber, wie z.B. eine „nor-

male“ Dauer der Erwerbsunterbrechung von Müttern aussieht. Die in Abbildung 1 hierarchische und modellhafte Gliederung von Familienleitbildern kann in der Realität nicht immer so eindeutig voneinander abgegrenzt werden. Zudem sind hier exemplarisch zentrale Leitbilder der Familie herausgegriffen worden.

Abbildung 1: Hierarchische Struktur von Familienleitbildern



Quelle: eigene schematische Darstellung.

Ein weiterer elementarer Aspekt von Leitbildern ist deren Kohärenz bzw. aber auch Inkohärenz: Im Bereich Familie und private Lebensführung können zu einem Aspekt mehrere konkurrierende Leitbilder existieren, etwa zum Bild der guten Mutter. Ein Individuum kann eines dieser Leitbilder in der formativen Phase einmal für das ganze Leben verinnerlichen; es kann aber auch mehrere konkurrierende Leitbilder gleichzeitig verinnerlicht haben oder sein Leitbild im Laufe des Lebens revidieren und unter Umständen in einer konkreten Handlungssituation den jeweiligen strukturellen Rahmenbedingungen anpassen. Hat ein Individuum konkurrierende Leitbilder verinnerlicht oder fehlt die Passung zwischen Leitbild und praktischer Umsetzbarkeit, können Zielkonflikte entstehen. Es ist davon auszugehen, dass Akteure langfristig versuchen, solche Kollisionen zu vermeiden und gegebenenfalls Leitbilder im Sinne einer Reduktion kognitiver Dissonanzen (Festinger 1957) anpassen. Dadurch wandeln sich Familienleitbilder von Individuen und von Gesellschaften im Laufe der Zeit oder verlieren bzw. gewinnen an Bedeutung (Beck-Gernsheim 2010): Leitbilder sind also dynamisch. Das Individuum hat also dem Leitbild gegenüber eine aktive Rolle: Es ist nicht nur in seinen subjektiven Vorstellungen durch bestehende Leitbilder geprägt, sondern auch an dessen (Re-)Produktion mitbeteiligt.

Leitbilder sind sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene angesiedelt. Sie sind zunächst kulturelle Phänomene in dem Sinne, dass sie innerhalb bestimmter Kollektive intersubjektiv geteilt werden. Sie sind charakteristisch für diese Kollektive, bei denen es sich beispielsweise um soziale Milieus, national verfasste Gesellschaften oder auch transnationale Kulturräume handeln kann. Innerhalb dieser Kollektive werden sie auf dem Wege der Sozialisation weitergegeben. Sie dienen hier der Koordination von sozialen Interaktionen und von kollektiven Entscheidungen.

Leitbilder sind aber auch individuelle Phänomene insofern, als sie (wie alle kulturellen Phänomene) letztlich nur in der Vorstellung von einzelnen Individuen existieren. Die Vorstellungen des Einzelnen können dabei natürlich bis zu einem gewissen Grad von denen seiner Mitmenschen abweichen – besonders, wenn die Person auch in anderen Kollektiven sozialisiert wurde, also beispielsweise einen Migrationshintergrund⁸ hat.

Im Ergebnis ist ein Leitbild im Sinne eines kollektiven kulturellen Phänomens immer sozial *unscharf* (Schulze 1993: 213f.): Es kann nur in dem Sinne *graduell* existieren, dass es von sehr vielen Individuen in sehr ähnlicher Weise geteilt wird. Von allen Individuen in identischer Weise wird es nie geteilt werden. Zudem sind die einzelnen Leitbilddemente methodisch nur durch Interpretation zu erschließen (Walter 1993).

Aus der „Unschärfe“ und Vieldimensionalität von Leitbildern erwachsen diverse Herausforderungen, diese quantitativ zu erschließen. Dennoch erscheint es aussichtsreich, Leitbilder zumindest ausschnitthaft durch eine standardisierte Messung erfassbar zu machen und ihren Einfluss stärker als bislang zur Erklärung von generativem Verhalten heranzuziehen.

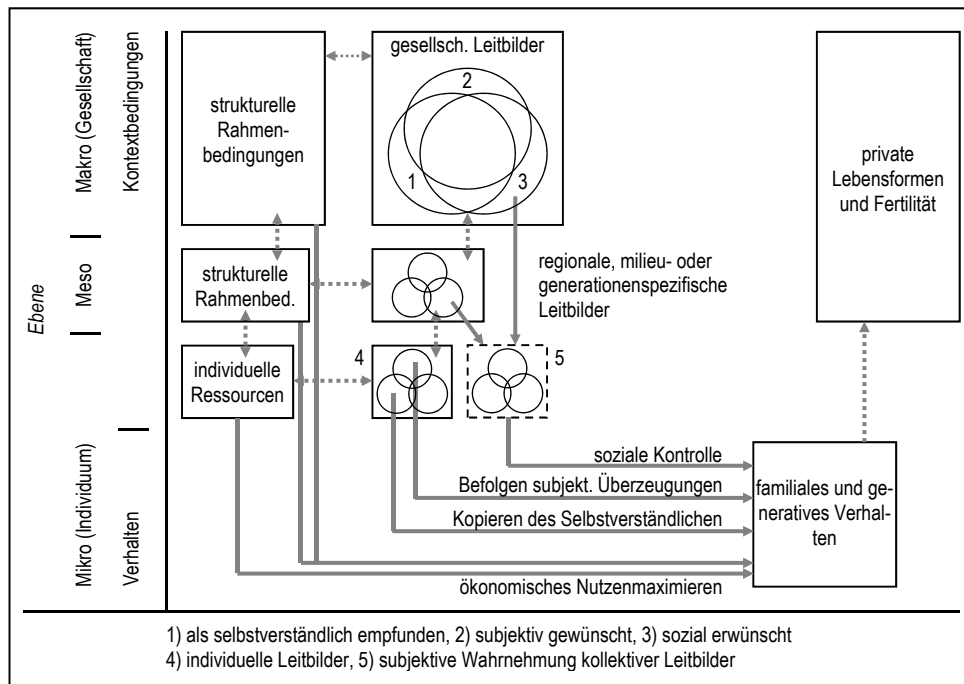
4.2 Die Wirkung von Familienleitbildern auf generatives Verhalten

Leitbilder sind für einen Akteur aus drei Gründen handlungsleitend und nehmen Einfluss auf familiales und generatives Verhalten (vgl. Abbildung 2): Erstens stellen sie ein (mutmaßlich) erprobtes und bewährtes Modell dar, das ohne Reflexion imitiert werden kann (*Kopieren des Selbstverständlichen*). Zweitens werden Leitbilder von Akteuren meist aus innerer Überzeugung als erstrebenswert (oder unbedingt vermeidenswert) empfunden (*Befolgen subjektiver Überzeugungen*). Drittens sind sie überwiegend verbunden mit der Verhaltenserwartung an andere Mitglieder des Kollektivs, diesen Vorstellungen zu entsprechen. Das bedeutet, sie werden auch aufgrund sozialer Erwünschtheit und drohender Sanktionierung übernommen bzw. aufgrund ihrer mangelnden sozialen Akzeptanz vermieden (*soziale Kontrolle*). Dadurch, dass Leitbilder unreflektiertes und unbewusstes Verhalten ermöglichen, reduzieren sie Komplexität in dem Sinne, dass sie aus der Vielzahl möglicher Handlungsalternativen eine bestimmte auswählen oder eine stark eingegrenzte Vorauswahl treffen. Zudem ermöglichen sie Handeln in Situationen, in denen mangels verfügbarer Information, wegen zu viel Information oder mangels erkennbarer Unterschiede in den Kosten-Nutzen-Bilanzen keine rationale Entscheidungsfindung möglich ist.

8 Gründler (2012) verweist in ihrer Studie, in der sie deutsch-deutsche und türkisch-türkische Paare vergleicht, auf unterschiedliche Partnerschaftskonzepte (z.B. hinsichtlich der Streitkultur etc.), die auf z.T. divergierende Familienleitbilder hinweisen.

Sowohl das vom Individuum individuell verinnerlichte Leitbild als auch das in seinem sozialen Umfeld vorherrschende kollektiv geteilte Leitbild (die nicht in jedem Fall deckungsgleich sein müssen) sind geeignet, individuelles Verhalten zu beeinflussen: ersteres auf dem Wege des Kopierens des Selbstverständlichen und des Befolgens subjektiver Überzeugungen, letzteres auf dem Wege der sozialen Kontrolle und der sozialisierenden Prägung kollektiver Leitbilder.

Abbildung 2: Modell zur Erklärung familialen Verhaltens



Quelle: eigene schematische Darstellung.

Genau genommen sind für den Einfluss der sozialen Kontrolle jene Leitbilder entscheidend, die *in der Wahrnehmung des Akteurs* in seinem Umfeld verbreitet sind. Die Vorstellung von der Allgemeinheit, die mutmaßlich hinter diesen Leitbildern steht, hat Ähnlichkeit mit dem Bild des „verallgemeinerten Anderen“ (Mead 1973: 194f.), der ein Substrat aus den konkreten Handlungen, Äußerungen und Reaktionen vieler anderer Mitmenschen ist. Da der Eindruck, die Allgemeinheit der Menschen um einen herum habe eine bestimmte Vorstellung, nicht notwendigerweise der Realität entsprechen muss, gewinnt das gesellschaftliche Leitbild eine eigene Realität „sui generis“ (Durkheim 1984: 109), die mehr ist als das statistische Mittel der individuellen Leitbilder. Gesellschaftliche Familienleitbilder werden einerseits über strukturelle Rahmenbedingungen (z.B. Gesetze) oder auch die Medien transportiert bzw. widerspiegelt (Gerbner et al. 1980) – etwa durch einflussreiche prominente, politische oder auch religiöse Deutungsgeber, durch die Medien via Werbung, TV-Serien, Spielfilme etc. –, andererseits in sozial-nähräumlichen

Interaktionen reproduziert, beispielsweise in der Partnerschaft und Familie, am Arbeitsplatz, im Verein oder im öffentlichen Raum.

Wie sich Leitbilder inhaltlich auf das Verhalten auswirken, erscheint auf den ersten Blick trivial: Menschen setzen die Art und Weise, Familie zu leben, die sie als Leitbild internalisiert haben oder die in ihrem sozialen Umfeld als Leitbild etabliert ist, in die Tat um. Paare leben heute erst einmal einige Monate oder Jahre zusammen, ehe sie eine Heirat erwägen; vor 50 Jahren heirateten Paare, um danach legitim zusammen leben zu können; deutsche Mütter neigen dazu, sich um Teilzeitarbeit zu bemühen; französische und schwedische Mütter neigen zur Vollzeiterwerbstätigkeit – weil eben genau das ihrem jeweiligen Familienleitbild entspricht.

Doch so trivial ist der Einfluss nicht immer: Es ist möglich, dass ein Leitbild eine bestimmte Gestaltung des Familienlebens als normal, sozial erwünscht und wünschenswert definiert, die Menschen überfordert und abschreckt. Vor allem von der Familiengründung ist es vorstellbar, dass sie unter anderem deswegen aufgeschoben oder unterlassen wird, weil Leitbilder Eltern Pflichten zuweisen, die viele junge Erwachsene nicht erfüllen wollen oder können – von der „normalen“ materiellen Ausstattung von Kindern über die Zeit, die man als „gute“ Mutter oder „guter“ Vater mit dem Kind verbringen sollte, bis hin zum „richtigen“ pädagogischen Konzept bei der Kindererziehung und der Verantwortung für die erfolgreiche Entwicklung des Kindes. So begründet eine Frau ihre Entscheidung, kinderlos zu bleiben, in einem Leserartikel auf „Zeit Online“: „... ich hätte Angst, als Mutter und Frau vieles falsch zu machen. Ich empfinde einen starken Erfolgsdruck, eine perfekte Familie zustande zu bringen“ (Heidmann 2013). Ähnlich ist es prinzipiell vorstellbar, dass Menschen auf eine feste Partnerschaft oder eine Ehe verzichten, weil sie fürchten, dem entsprechenden Partnerschaftsleitbild (lebenslange Treue, finanzielle Absicherung des Partners, ordentliche Haushaltsführung etc.) nicht gerecht werden zu können.

Auf gesellschaftlicher Ebene sorgen Familienleitbilder dafür, dass sich vergleichsweise einheitliche Verhaltensmuster einstellen. Selbst in der Spätmoderne, in der eine Pluralisierung der Lebensformen ausgemacht wird, sind die Formen der privaten Lebensgestaltung weitaus überschaubarer, als es vorstellbar wäre. In Bezug auf sozialen Wandel wirken Leitbilder entschleunigend. Sie sorgen dafür, dass sich Formen der privaten Lebensgestaltung zäher wandeln, als es die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen nahelegen. So verfallen zum Beispiel auch solche Paare, in denen die Frau mindestens so gut für den Arbeitsmarkt qualifiziert ist wie der Mann, noch sehr oft in die stereotype Rollenverteilung von männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau und Mutter, denn die Leitbilder, an denen sie sich orientieren, verändern sich nur nach und nach im Zuge eines stetigen interaktiven Rekonstruktionsprozesses.

4.3 Besonderheiten und Vorteile des Leitbildbegriffs

Wir haben Leitbilder als Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen einer Normalität definiert. Damit ähneln sie anderen Konzepten, insbesondere denen der *sozialen Werte*, der *sozialen Normen*, der *Einstellungen*, der *sozialen Rollen* sowie der *Frames* und *Skripte*. Inwiefern unterscheiden sich Leitbilder von diesen Konzepten und was ist der Vorzug des Leitbildkonzeptes?

Ein Leitbild unterscheidet sich von *Werten*⁹, *Einstellungen*, *Normen* und *Frames*, aber auch anderen Konzepten zunächst dadurch, dass es drei Attribute der Handlungsrelevanz auf sich vereint: Es kann vom Akteur als per se erstrebenswert empfunden werden, aber auch (alternativ oder ergänzend) als vom sozialen Umfeld erwartet. Und es kann unreflektiert, sogar unbewusst, im Sinne einer Handlungsroutine übernommen werden, ohne dass sich der Akteur dazu normativ positioniert oder sozialen Druck verspürt. Zudem sind Leitbilder multidimensional: Sie umfassen eine große Zahl einzelner Normalitätsvorstellungen (das Leitbild einer „guten Ehe“ etwa: Treue, Liebe, einen gemeinsamen Haushalt etc.). Damit ähneln sie sozialen Rollen, die typischerweise ein großes Bündel von Erwartungen umfassen. Allerdings beziehen sich Leitbilder, im Unterschied zu sozialen Rollen, die positions- und funktionspezifisch sind, auf bestimmte Themen und Lebenssituationen (etwa das Koordinieren von Familien-, Haus- und Erwerbsarbeit nach der Familiengründung), so dass sie für eine bestimmte Lebenssituation jeweils quasi ein Gesamtprogramm zur Orientierung darstellen.

Das Konzept des Leitbildes hat aus unserer Sicht gegenüber den übrigen Konzepten den Vorteil, dass es zum einen themenbezogen und zum anderen multi-dimensional ist. Diese zwei Eigenschaften in Kombination bedingen, dass die Identifikation eines Leitbildes – beispielsweise dem einer „guten“ Familie – prädestiniert ist, mit der faktischen Gestaltung des entsprechenden Lebensbereichs – also zum Beispiel dem Familienleben – in einen Zusammenhang gebracht zu werden. Ein einzelner sozialer Wert oder eine soziale Norm kann in diesem Kontext ebenfalls bedeutsam sein, aber es wird kaum möglich sein, eine systematische Übersicht über alle Werte oder Normen zu bestimmen, die mit Familie als Handlungsfeld in Zusammenhang stehen. Gegenüber dem Konzept der sozialen Rolle ist das des Leitbildes überlegen, weil von jedem Menschen angenommen werden kann, dass er Familienleitbilder verinnerlicht hat, unabhängig davon, ob und welche Position(en) er innehat, die mit Familie in einem Zusammenhang stehen. Gegenüber dem Konzept der Frames und Skripte hat das des Leitbildes den Vorteil, Frame und Skript in einem Begriff zu vereinen und mit den empirisch typischerweise kombiniert auftretenden Eigenschaften zu ergänzen, subjektiv gewünscht und sozial erwünscht zu sein. Die Orientierung an einem Leitbild schließt bewusstes Handeln und rationales Abwägen nicht aus.

4.4 Konsequenzen für die Messung von Leitbildern

Wie viele soziale Phänomene sind Leitbilder zu facettenreich, um allein auf Basis standardisierter Instrumente beschrieben zu werden. Differenzierte Angaben zu Verbreitung, Wandel und zu Zusammenhängen mit anderen Variablen erfordern jedoch quantitative Analysen. Insofern empfiehlt sich für die Erforschung von Familienleitbildern ein Methodenmix.

Für die inhaltliche Erschließung von Familienleitbildern können beispielsweise Fokusgruppendifkussionen und Leitfadenterviews hilfreich sein. Auch bildanalytische Verfahren von Familienzeichnungen sind denkbar. Während diese Methoden gegenüber der Surveyforschung verschiedene Nachteile besitzen, darunter die starke Abhängigkeit

9 Honecker (1985) diskutiert die Verknüpfung der Begriffskonzepte „Werte“ und „Leitbilder“ als zwei Orientierungsebenen.

von subjektiven Interpretationen, bietet sie auch die Vorteile, dass sie für unvorhergesagte Befunde offen sind, dass sie die Verzerrung durch soziale Erwünschtheit reduzieren und dass sie unbewusstes Alltagswissen zugänglich machen, das mangels Reflexion im Zuge einer Befragung nicht geäußert werden könnte.

Neben diesen qualitativen Zugängen gibt es auch quantitative Möglichkeiten der empirischen Messung von Leitbildern. Sie ergänzen erstere, indem sie es erlauben, Aussagen über die Verbreitung verschiedener Leitbilder in verschiedenen (Sub-)Populationen, zu verschiedenen Zeitpunkten sowie zu statistischen Zusammenhängen zwischen Leitbildern und anderen Dispositionen oder Verhaltensmustern zu machen. Allerdings stellen sich für die standardisierte Messung besondere Herausforderungen: Im Gegensatz zur Einstellungsmessung erfordert die Feststellung eines Leitbildes das Erfassen eines Bündels von Vorstellungen, die miteinander assoziiert sind. Es ist also ein umfangreiches Messinstrument erforderlich, das die wesentlichen miteinander assoziierten Elemente voraussehen und operationalisieren muss. Das ist nicht möglich, ohne relativ genaue A-Priori-Annahmen über die Beschaffenheit der Leitbilder, die auf theoretischen Überlegungen oder (noch besser) auf qualitativen Voruntersuchungen fußen müssen. Zudem stellt die Messung von Leitbildern in Befragungsinstrumenten eine Herausforderung dar, „*weil sie visuelle Vorstellungen und optische Ausdrucksformen in sprachlichen Äußerungsformen wahrzunehmen und zu bearbeiten zwingt*“ (Cyprian/Heimbach-Steins 2003: 16). Ein Versuch, Leitbilder standardisiert zu erfassen, von dem sich noch herausstellen muss, inwieweit er als beispielhaft gelten kann, ist der Survey *Familienleitbilder* (FLB) von 2012 (Lück et al. 2013).¹⁰ Zur Auswertung von standardisiert gemessenen Leitbildern werden quantitative Verfahren angewandt, wie z.B. faktoren- und clusteranalytische Analysen (Giesel 2001).

5. Diskussion und Ausblick

Ziel ist es, familienbezogene Leitbilder zu identifizieren, um damit für das anhaltend niedrige Geburtenniveau in (West-) Deutschland und für andere Befunde der Familienforschung eine zu den sozioökonomischen und strukturellen Rahmenbedingungen komplementäre kulturelle Erklärung aufzuzeigen. Dieser Ansatz bietet Möglichkeiten und Grenzen durch eine Reihe methodischer Herausforderungen bei der Messung von Familienleitbildern:

Grenzen sind besonders durch die soziale Unschärfe vorgegeben, die darin besteht, dass Leitbilder nicht nur nicht exakt messbar, sondern schon als Phänomen per se nicht genau umrissen sind. Während der eine Personenkreis ein bestimmtes Leitbild auf eine bestimmte Weise wahrnimmt, würde der andere das gleiche Leitbild anders beschreiben oder gar seine Existenz leugnen. So bleiben Leitbilder im Detail unbestimmt, und auch ihre Verbreitung kann nur ungefähr angegeben werden. Doch gerade weil die soziale Un-

10 Im Rahmen des Forschungsprojekts „Familienleitbilder“ hat das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) im Jahr 2012 eine repräsentative standardisierte Befragung zu Leitbildern der Familie und Partnerschaft in Deutschland unter 20 bis 39-Jährigen durchgeführt. Die Konzeption des Fragebogens beruht auf einer Reihe verschiedener qualitativer Vorstudien.

schärfe Teil der Natur von Leitbildern ist, muss sie nicht als Problem aufgefasst werden. Es ist vielmehr akzeptabel und erwartbar, dass Beschreibungen im Detail variieren und Leitbilder nur im Sinne von graduell stärker oder schwächer ausgeprägten Idealtypen diagnostiziert werden können.

Ein zweites, mit dem ersten verknüpft Problem ist das der Wandelbarkeit. Was genau als Leitbild der „guten Mutter“ gilt, verändert sich teilweise und wird von Generation zu Generation aber auch von Zeitpunkt zu Zeitpunkt neu gedeutet und neu definiert. Für die Forschung heißt das zunächst, dass sie stets nur eine Momentaufnahme macht. Das, was sie erfasst, sind lediglich Familienleitbilder in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit. Eine Wiederholungsmessung zu einem späteren Zeitpunkt (mit dem gleichen Messinstrument) kommt wahrscheinlich zu leicht unterschiedlichen Ergebnissen. Die Veränderung der Struktur und Beschaffenheit von Leitbildern kann auf lange Sicht so groß sein, dass bewährte Frageformulierungen irgendwann auf Unverständnis stoßen oder nicht mehr differenzieren, so dass Messinstrumente angepasst werden müssen. Auch Länderunterschiede können dadurch erschwert werden, dass ein in einem Land valides Erhebungsinstrument in einem anderen kulturellen Kontext nicht funktioniert. Das führt zu Fragen der Vergleichbarkeit von Befunden. Dennoch kann es eine lohnende Forschungsfrage sein, den graduellen Wandel von Leitbildern auf diese Weise zu begleiten und zu beschreiben.

Ein weiteres Problem, das ebenfalls mit dem der sozialen Unschärfe verknüpft ist, ist das des spezifischen aber im Detail unbekanntes Geltungsbereichs. Leitbilder können, wie schon dargestellt, in der Gesamtgesellschaft oder nur in einem ganz bestimmten sozialen Milieu gelten. Zu ergänzen ist: Sie können in der Gesamtgesellschaft und in verschiedenen sozialen Milieus gelten, aber jeweils leicht unterschiedlich aussehen.

Zu den besonderen *Möglichkeiten*, die die Leitbildforschung bietet, gehört ihr Doppelcharakter als Mikro- und Makrophänomen: Auf Individualebene gemessene Familienleitbilder sind grundsätzlich geeignet, Erklärungen für individuelle Verhaltensunterschiede zu liefern; ihre Aggregation auf verschiedenen Ebenen ist grundsätzlich geeignet, Unterschiede zwischen Ländern, Regionen, sozialen Milieus oder Generationen zu erklären. Weiterhin fasst das Leitbildkonzept Einflüsse verschiedener kulturell-normativer Konzepte zusammen, die empirisch tatsächlich sehr häufig parallel auftreten und deren Differenzierung selten möglich und kaum von entscheidender Relevanz ist.

Zu den Aufgaben einer Leitbildforschung gehört nicht nur die Diagnose eines Kataloges von Leitbildern bzw. Familienleitbildern. Vorstellbar und wünschenswert sind sozio-ökonomisch bzw. sozio-demographisch differenzierte Beschreibungen, interkulturelle Vergleiche sowie Beschreibungen von Veränderungsprozessen auf der Basis von längsschnittlichen Erhebungsdesigns. Ein weites Feld stellen ferner Analysen zu den Wechselwirkungen zwischen Leitbildern, Strukturen und der Handlungsebene dar, wobei im Familienkontext auch eine dyadische Perspektive sinnvoll erscheint. Die Untersuchung familienbezogener Leitbilder eröffnet neue und vielversprechende Dimensionen, die Wirkungsweise von kulturell-normativ geprägten Vorstellungen familialen Lebens auf das generative Verhalten tiefgreifender zu erklären.

Danksagung

Für Anregungen und Kritik danken wir zwei anonymen Gutachter(inne)n sowie Norbert F. Schneider, Jürgen Dorbritz, Robert Naderi, Kerstin Ruckdeschel und Katrin Schiefer.

Literatur

- Ajzen, I. (1985). From intentions to actions: A theory of planned behavior. In: Kuhi, J. & Beckmann, J. (Hrsg.), *Action control: From cognition to behavior*. Heidelberg: Springer, S. 11-39.
- Ajzen, I. (1987). Attitudes, traits, and actions. Dispositional prediction of behavior in personality and social psychology. In: Berkowitz, L. (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* Nr. 20. New York: Academic Press, S. 1-63.
- Ajzen, I. (1991). The theory of planned behaviour. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, 50, 2, S. 179-211.
- Amatea, E. S., Cross, E. G., Clark, J. E. & Bobby, C. L. (1986). Assessing the work and family role expectations of career-oriented men and women. The life role salience scales. *Journal of Marriage and the Family*, 48, 4, S. 831-838.
- Arránz Becker, O., Lois, D. & Nauck, B. (2010). Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 35, 1, S. 35-64.
- Baas, S. (1998). Geschlechterbilder in politischen Reden. In: Walter, W. (Hrsg.), *Materialien zur Familienpolitikanalyse*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, S. 39-62 (ifb-Materialien 4-98).
- Beck-Domzalska, M. (2007). *Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen verringern sich*. In: Europäische Kommission & Eurostat (Hrsg.), *Statistik kurz gefasst – Bevölkerung und soziale Bedingungen* Nr. 130/2007. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Becker, G. S. (1993). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press (Enlarged edition).
- Beck-Gernsheim, E. (2010). *Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen*. München: Verlag C.H. Beck.
- Beckmann, S. (2007). Die geteilte Arbeit? Möglichkeiten einer sozialpolitischen Steuerung des Careverhaltens von Männern. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 19, 3, S. 371-392.
- Behning, U. (1996). Zum Wandel des Bildes „der Familie“ und der enthaltenen Konstruktion von „Geschlecht“ in den Familienberichten 1968-1993. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, 3, S. 146-156.
- Beier, L. & Rupp, M. (2009). Rollenbilder und Arbeitsteilung in den Ländern der EU. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *ifb-Familienreport Bayern 2009. Schwerpunkt: Familien in Europa*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, S. 121-141.
- Berntsen, D. & Rubin, D. C. (2002). Emotionally charged autobiographical memories across the lifespan: The recall of happy, sad, traumatic and involuntary memories. *Psychology and Aging*, 17, S. 636-652.
- Billari, F. C., Philipov, D. & Testa, M. R. (2009). Attitudes, norms and perceived behavioural control: Explaining fertility intentions in Bulgaria. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie*, 25, 4, S. 439-465.
- Böllert, K. (1993). Die ‚wiedervereinigte‘ Familie. Zur Dominanz herkömmlicher Familienleitbilder. In: Böllert, K., H.-U. Otto, H.-U. (Hrsg.), *Die neue Familie. Lebensformen und Familiengemeinschaften im Umbruch*. Bielefeld: Böllert, KT-Verlag, S. 112-125.
- Bujard, M. (2011). *Familienpolitik und Geburtenrate. Ein internationaler Vergleich*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2012). *(Keine) Lust auf Kinder?* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

- Busch, F. W. & Scholz, W.-D. (2006). *Familienvorstellungen zwischen Fortschrittlichkeit und Beharrung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Ehe- und Familienvorstellungen Jugendlicher im internationalen Vergleich*. Würzburg: Ergon.
- Butler, A. C. (2002). Welfare, premarital childbearing, and the role of normative climate: 1968-1994. *Journal of Marriage and Family*, 64, 2, S. 295-313.
- Cyprian, G. & Heimbach-Steins, M. (Hrsg.) (2003). *Familienbilder: Interdisziplinäre Sondierungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dienel, C. (2003). Die Mutter und ihr erstes Kind – individuelle und staatliche Arrangements im europäischen Vergleich. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, 2, S. 120-145.
- Durkheim, É. (1984). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esping-Anderson, G. (1990). *The three worlds of welfare capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Esser, H. (1990). „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“: *Zeitschrift für Soziologie*, 4, S. 231-247.
- Esser, H. (1991). Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz. *Zeitschrift für Soziologie*, 20, 6, S. 430-445.
- Esser, H. (2002). Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, 6, S. 472-496.
- Feldmann-Neubert, C. (1991). *Frauenleitbild im Wandel 1948-1988*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Festinger, Leon (1957): *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Fthenakis, W. E. & Minsel, B. (2002). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 213).
- Fux, B. (1994). *Der familienpolitische Diskurs. Eine theoretische und empirische Untersuchung über das Zusammenwirken und den Wandel von Familienpolitik, Fertilität und Familie*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Fux, B. (2002). Which models of the family are encouraged or discouraged by different family policies? In: Kaufmann, F.-X, Kuijsten, A. Schulze, H.-J. & Strohmeier, K. (Hrsg.), *Family life and family policies in Europe. Vol. 2. Problems and issues in comparative perspective*. Oxford: University Press, S. 363-418.
- Gauthier, A. H. (1996). *The state and the family. A comparative analysis of family policies in industrialized countries*. Oxford: Clarendon Press.
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1991). *Lebensplanung als Ressource im Individualisierungsprozeß*. Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapier/Sonderforschungsbereich der Universität Bremen, Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf, 186).
- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M. & Signorielli, N. (Hrsg.) (1980), *Media and the family. Images and impact*. Philadelphia: University of Pennsylvania. <http://www.eric.ed.gov/ERICWebPortal/detail?accno=ED198919>.
- Giesel, K. D. (2001). Typenbildung im Rahmen der Leitbildanalyse. Probleme und Lösungswege. In: de Haan, G., Lantermann, E.-D., Linneweber, V. & Reusswig, F. (Hrsg.), *Typenbildung in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung*. Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 227-241.
- Giesel, K. D. (2007). *Leitbilder in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gründler, S. (2012). *Partnerschaftszufriedenheit von Deutschen und türkischen Migranten. Der Einfluss sozialologischer und sozialpsychologischer Determinanten auf Partnerschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hakim, C. (2002). *Lifestyle preferences as determinants of women's differentiated labor market careers*. *Work and Occupations*, 29, S. 428-459.
- Heidmann, A. (2013). *Ich will keine Kinder*. ZEIT ONLINE am 24. 03. 2013 (Leserartikel) <http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2013-03/leserartikel-keine-kinder>.
- Herwartz-Emden, L. (1995). *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung*. Weinheim & München: Juventa Verlag.
- Heut, M. (2004). *Familienleitbilder. Die sozialetische Dimension des Leitbildes für die Institution Familie*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (4. Auflage).

- Hirdman, Y. (1988). Genusystemet – reflexioner kring kvinnors sociala underordning. *Kvinnovetenskaplig tidskrift*, 9, 3, S. 49-63.
- Hirschauer, S. (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 208-235 (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41).
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: Fawcett, J. (Hrsg.), *Psychological perspectives on population*. New York: Basic Books.
- Honecker, M. (1985). Werte und Leitbilder. Zur Verknüpfung zweier Ebenen der Orientierung. In: Weigelt K. (Hrsg.), *Werte – Leitbilder – Tugenden. Zur Erneuerung politischer Kultur*. Mainz: Hase & Koehler Verlag, 39-57.
- Horvath, D. (2000). *Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982*. Zürich: Chronos.
- Huinink, J., & Reichart, E. (2008). Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Hrsg.), *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey*. Wiesbaden: VS, S. 43-79.
- Huinink, J., Schröder, T. & Boehnke, M. (2008). Kinderwunsch und Familiengründung. Die Bedeutung von Voraussetzungen und Entscheidungsgrundsätzen. In: Feldhaus, M./Huinink, J. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienpanel*. Würzburg: Ergon, S. 321–349.
- Inglehart, R. (1977). *The silent revolution*. Princeton: Princeton University Press.
- Inglehart, R. (1995). *Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Janssen, S. M. J. & Rubin, D. C. (2011). Age effects in cultural life scripts. *Applied Cognitive Psychology*, 25, S. 291-298.
- Kaufmann, F.-X. (1990). *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck.
- Klement, C & Rudolph, B. (2003). Auswirkungen staatlicher Rahmenbedingungen und kultureller Leitbilder auf das Geschlechterverhältnis. Deutschland und Finnland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 44, S. 23-30.
- Kloten, N. (1967). Utopie und Leitbild im wirtschaftspolitischen Denken. *Kyklos, Internationale Zeitschrift für Sozialwissenschaften*, 20, 3, S. 331-354
- Kuhnhenne, M. (2005). *Frauenleitbilder und Bildung in der westdeutschen Nachkriegszeit. Analyse am Beispiel der Region Bremen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung 9).
- Lesthaeghe, R. (1992). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern. Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18, 3, S. 313-354.
- Lindenberg, S. (1985). An assessment of the new political economy: Its potential for the social sciences and for sociology in particular. *Sociological Theory*, 3, 1, S. 99-114.
- Lorber, J. (1999). *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lück, D., Gründler, S., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Ruckdeschel, K., Hiebl, J., Wolfert, S., Stadler, M. & Pupeter, M. (2013). *Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Daten- und Methodenberichte 2/2013).
- Lück, D. & Hofäcker, D. (2008). The values of work and care among women in modern societies. In: van Oorschot, W., Opielka, M. & Pfau-Effinger, B. (Hrsg.), *Culture and welfare state. Values of social policy from a comparative perspective*. Cheltenham, GB & Northampton, USA: Edward Elgar, S. 289-313.
- Lüscher, K. (1997): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meuser, M. (2011). Die Entdeckung der „neuen Väter“: Vaterschaftspraktiken, Geschlechternormen und Geschlechterkonflikte. In: Hahn, K. & Koppetsch, C. (Hrsg.), *Soziologie des Privaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71-82.

- Meyer, B. (1990). Frauenpolitiken und Frauenleitbilder der Parteien in der Bundesrepublik. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 34/35, S. 16-28.
- Mühling, T., Rost, H., Rupp, M. & Schulz, F. (2006). *Kontinuität trotz Wandel. Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Müttern und Vätern*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 3, S. 407-435.
- Nauck, B. (2007). Value of children and the framing of fertility: Results from a cross-cultural comparative survey in 10 societies. *European Sociological Review*, 23, 5, S. 615-629.
- Neugarten, B. L., Moore, J. W., & Lowe, J. C. (1965). Age norms, age constraints, and adult socialization. *American Journal of Sociology*, 70, May 1965, S. 710-717.
- Norlander, K. (2003). *Some reflections on gender relations*. Presented at Gender and Power in the New Europe. The 5th European Feminist Research Conference August 20-24, 2003 Lund University, Sweden. www.aletta.nu/epublications/2003/gender_and_power/5thfeminist/paper_180.pdf.
- Oberndorfer, R. & Rost, H. (2005). Neue Väter – Anspruch und Realität. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, 1, S. 50-65.
- Ott, N. (1998). Der familienökonomische Ansatz von Gary S. Becker. In: Pies, I. & Leschke, M. (Hrsg.), *Gary Beckers ökonomischer Imperialismus*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 63-90.
- Pfau-Effinger, B., Flaquer, L. & Jensen, P. H. (Hrsg.) (2009). *Formal and informal work in Europe. The hidden work regime*. New York: Routledge.
- Pfau-Effinger, B. (1996). Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, S. 462-492.
- Pfau-Effinger, B. (2001). Wandel wohlfahrtstaatlicher Geschlechterpolitiken im soziokulturellen Kontext. In: Heintz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 487-511 (Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie).
- Pfau-Effinger, B. (2004). Socio-historical paths of the male breadwinner model – An explanation of cross-national differences: *The British Journal of Sociology* 55, 3, S. 377-399.
- Pfau-Effinger, B. (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pfau-Effinger, B. (2005). *Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz. gender...politik ...online*. http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/tagungen/wandel_geschl_pfau_effinger.pdf (Stand: 2007-10-09).
- Popitz, H. (1980). *Die normative Konstruktion von Gesellschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rendtorff, B. & Moser, V. (1999). Glossar der Geschlechtertheorien. In: Rendtorff, B. & Moser, V. (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 311-323.
- Röser, J. (1992). *Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rubin, D. C. & Berntsen, D. (2003). Life scripts help to maintain autobiographical memories of highly positive, but not highly negative, events. *Memory & Cognition*, 31, S. 1-14.
- Ruckdeschel, K. (2009). Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-französischen Vergleich. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34, 1-2, S. 105-134.
- Savage, L. J. (1954). *The foundations of statistics*. New York: John Wiley & Sons.
- Schneider, N. F. (2009). Zur Vielfalt der Familie in Europa. Betrachtungen zum Einfluss von Leitbildern und Entwicklungen des Arbeitsmarktes auf die Gestaltung der Familie. In: Kapella, O., Rille-Pfeiffer, C., Rupp, M. & Schneider, N. F. (Hrsg.), *Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 39-51.
- Schneider, N. F. & Dorbritz, J. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 10-11/2011, S. 26-34.

- Schulz, F. & Blossfeld H.-P. (2010). Hausarbeit im Eheverlauf. Ergebnisse einer Längsschnittstudie. In: Böllert, K. & Oelkers N. (Hrsg.), *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 111-128.
- Schulze, G. (1993). *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schütze, Y. (2010). Mutterbilder in Deutschland. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 2, S. 179-195.
- Sardon, J.-P. (2006). Fertility in the developed English-speaking countries outside Europe: Canada, United States, Australia and New Zealand. *Population*, 61, 3, S. 267-291.
- Schmitt, C. & Winkelmann, U. (2005). *Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Discussion Papers Nr. 473).
- Tyrell, H. (2006). Familienforschung - Familiensoziologie. Einleitende Bemerkungen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 18, 3, S. 139-147.
- Unger-Soyka, B. (2009). *Das Ehe- und Familienleitbild der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*. Berlin: Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft (Dissertation).
- van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin* 41, 1, S. 3-57.
- Vaskovics, L. A. (2000). Struktur- und Funktionswandel der Familie. In: Holetschk, K., Müller, G., Ruck, C. & Ferber, M. (Hrsg.), *Die neue Familie: Familienleitbilder - Familienrealitäten*. München: Akademie für Politik und Zeitgeschehen, S. 9-20.
- Vitali, A., Billari, F. C., Prskawetz, A. & Testa, M. R. (2009). Preference theory and low fertility. A comparative perspective. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie* 25, S. 413-438.
- Walter, W. (1993). *Vom Familienleitbild zur Familiendefinition. Familienberichte und die Entwicklung des familienpolitischen Diskurses*. Konstanz: Universität Konstanz (Arbeitspapiere. Universität Konstanz, 5).
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2009). Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34, 1-2, S. 57-78.
- West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1, S. 125-151.
- Wirth, H. & Dümmler, K. (2004). Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten. *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)*, 32, S. 1-6.
- Wurzbacher, G. (1958). *Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien*. Stuttgart: Enke.

Eingereicht am/Submitted on: 10.12.2012

Angenommen am/Accepted on: 05.02.2014

Anschrift der Autorin und des Autors/Adresses of the authors:

Dr. Sabine Diabaté (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Dr. Detlev Lück

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)

Friedrich-Ebert-Allee 4

65185 Wiesbaden

Deutschland/Germany

E-Mail: sabine.diabate@bib.bund.de

detlev.lueck@bib.bund.de